

erfolgt als sekundäranalytische Auswertung der Allensbacher Computer- und Technikanalyse (ACTA) 2004 in drei aufeinander aufbauenden bi- und multivariaten Analyseschritten. Geprüft wird dabei der Einfluss des sozialen Status auf verschiedene Dimensionen des Internetzugangs, der digitalen Kompetenzen und der gesuchten und erhaltenen Gratifikationen der Internetnutzung. Der überwiegende Teil der dabei gewonnenen Befunde lässt sich als Konfirmation der Brückenhypothese und damit indirekt auch als Untermauerung der theoretischen Positionen des Kohärenzparadigmas interpretieren. Unabhängig davon, welche der drei Dimensionen betrachtet wird, erweist sich der soziale Status als prägender und eigenständiger Differenzierungsfaktor. Dieser Zusammenhang ist selbst dann signifikant, wenn etwa bei den Variablen der Internetnutzung der Einfluss von Zugang und Kompetenzen kontrolliert wird, womit einmal mehr deutlich wird, dass statusabhängige Ungleichheiten selbst dann zu erwarten sind, wenn das politische Nahziel eines Internetzugangs für alle erreicht werden könnte.

Beurteilt man die Befunde der Studie vor dem Hintergrund des empirischen Ertrags der Digital-Divide-Forschung, dann kann ihnen schon deshalb eine hohe Plausibilität zugesprochen werden, weil sie für die aktuelle Situation in Deutschland das bestätigen, was bereits aus anderen Ländern bekannt und umfassend dokumentiert ist. Weniger plausibel ist dagegen die auch in vielen vergleichbaren Studien beobachtbare inflationäre Deutung jeglicher Disparitäten im Zugang und in der Verwendung des Internets als Ausdruck sozialer Ungleichheiten. Man muss hierzu nicht zwingend die Auswirkungen der differenziellen Nutzung untersuchen, wie es in dem von der Autorin entwickelten Theoriemodell eigentlich vorgesehen ist. Ein selektiverer Umgang mit der zweifelsohne verführerischen Variablenvielfalt der ACTA-Studie und eine theoriegeleitete Auswahl und Operationalisierung von wenigen, dafür aber validen und mit Blick auf soziale Benachteiligungen aussagekräftigen Indikatoren hätten nicht nur die einzelnen Auswertungsschritte, sondern auch die vorgenommenen Dateninterpretationen intersubjektiv nachvollziehbarer und stringenter gemacht. Von dieser Kritik einmal abgesehen ist das Buch insbesondere, aber längst nicht nur jenen zu empfehlen, die – warum auch im-

mer – davon ausgegangen sind, dass der Kampf gegen die digitale Spaltung seinerzeit siegreich beendet wurde.

Mirko Marr

**Werner Wirth / Hans-Jörg Stiehler / Carsten Wünsch (Hrsg.)**

### **Dynamisch-transaktional denken**

Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft

Festschrift für Werner Früh

Köln: Herbert von Halem, 2007. – 278 S.

ISBN 978-3-938258-03-3

Da es sich um die Rezension einer Festschrift handelt, die das Lebenswerk des zu Feiernden auf seine Essenz hin befragt, die zurückschaut und Wirkungen ausmacht, sei zu Beginn eine Anekdote erlaubt. Im Seminar zu Theorien der Fernsehunterhaltung der Rezensentin in Salzburg, in dem die TDU (Triadisch-Dynamische Unterhaltungstheorie) vorgestellt und diskutiert wurde, „outete“ sich ein Student, nachdem er sich ausführlich mit dem DTA und der TDU befasst hatte, ganz emphatisch nach seinem Referat: „Ich bin Fan von Werner Früh geworden“. Die hohe Komplexität des DTA hatte seine Faszination ausgelöst und ihn mit Forschergeist infiziert – ein Sieg von Werner Früh bei einem Studenten, der ihn durch Teile seines Werkes kennen gelernt und begeistert hat.

Theorie und Empirie der Kommunikationswissenschaft: Das vorliegende Buch trägt keinen bescheidenen Untertitel; er evoziert vielmehr den Gedanken, das Werk lege in der nicht eben an einem eigenständigen Theoriefundes reichen Kommunikationswissenschaft gleich beides vor, eine theoretische Fundierung und, darauf aufbauend, Überlegungen zu einer entsprechenden empirischen Modellierung der Erforschung kommunikationswissenschaftlicher Gegenstände. Zumeist bedient sich die Kommunikationswissenschaft zur Absicherung ihrer empirischen Studien eines Theorienimports aus eng verwandten Nachbardisziplinen, wie etwa der Soziologie, der Psychologie, der Erziehungswissenschaft oder auch aus der Politik- und Wirtschaftswissenschaft.

Als sozialwissenschaftlich fundierte, im Verhältnis etwa zur Philosophie, der Jurisprudenz oder der Theologie noch recht junge wissen-

schaftliche Denkrichtung ringt die Kommunikationswissenschaft – wie die aktuelle Debatte in der Fachgesellschaft DGPK belegt, um ihr Profil, sie befragt sich nach ihrem Selbstverständnis und bemüht sich um eine Klärung ihres Status nach innen wie nach außen, um in der Öffentlichkeit besser erkennbar zu sein und um ihre Fachinteressen wirksamer vertreten zu können. Was macht die Kommunikationswissenschaft aus? lautet die zentrale Frage. Wo liegen ihre Theorie- und Methodenwurzeln, woher bezieht sie ihren Theorie- und Methodenfundus? Was sind ihre Gegenstände, und von hoher Bedeutung: Wie kann sie ihre Gegenstände auf eine ihr gemäße – und unverwechselbare – Art bearbeiten? Jedenfalls nicht, so lautet die Antwort der Rezensentin, ohne dynamisch-transaktional zu denken, das heißt Kommunikationsprozesse als dynamische, transaktionale und molare bzw. ökologische zu begreifen und sie auch in der empirischen Forschung dementsprechend zu modellieren.

Was dieses dynamisch-transaktionale Denken ausmacht, was es theoretisch und empirisch für die Kommunikationswissenschaft fruchtbar gemacht hat und in Zukunft zunehmend fruchtbar machen kann, dem gehen im vorliegenden Band 16 Autoren in unterschiedlichen Konstellationen in insgesamt zwölf Beiträgen nach. Sie alle kreisen um die Essenz der Forschungsarbeit von Werner Früh und heben diese als einen „ambitionierten und vielschichtigen Theorieentwurf“ (S. 7) hervor; Frühs Arbeit wird von Kollegen, Freunden, Weggefährten und Schülern aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Sie dokumentieren darin eine Fülle sehr dynamischer Transaktionen zwischen Lehrern und Schülern. Ihr Hauptanliegen ist es, deutlich zu machen, wie und in welchem Maße Werner Früh sein Ziel erreicht hat, „die Überwindung des Dualismus von medien- und rezipientenorientierter Perspektive und die Betonung des Prozesscharakters von Medienkommunikation, durch den nichts so bleibt wie es war und ist“ (S. 8).

Daran lässt vor allem Klaus Schönbach in seinem pointierten Essay für Werner Früh keinen Zweifel, in dem er zentrale Entwicklungslinien des Faches nicht ohne den einen oder anderen Seitenhieb, etwa an die Adresse des Konstruktivismus oder der Cultural Studies, Revue passieren lässt: Von einem Dualismus zwischen Medienangebot und Publikum, von SR-Modell und insbesondere U&G-Ansatz (speziell des

in den 70er Jahren am Hans-Bredow-Institut entwickelten Nutzenansatz) zugespitzt, kann heute ernsthaft nicht mehr die Rede sein. So naiv, dass wir der einen oder der anderen Seite hörig Glauben schenken könnten, sind wir nicht mehr, d. h. dürfen wir nicht mehr sein: Der DTA, aus eben diesem Unbehagen seinerzeit von Werner Früh und Klaus Schönbach formuliert, gibt der Komplexität kommunikativen Handelns oder auch Geschehens Lassens (Schönbach singt auch in diesem Text der Faulheit des Rezipienten ein hohes Lied) theoretisch und empirisch Raum: Er stellt konsequent den Prozess in den Mittelpunkt, ohne allerdings vorzugeben, von vornherein seine Richtung und Stärke zu kennen. Wie es der Salzburger Student erfahren hat, macht der DTA vielmehr neugierig und lehrt, genau darauf zu schauen, was sich zwischen Medienangebot und Publikum wirklich „tut“. Schönbach erinnert daran, dass Medien und Publikum zwar prinzipiell als gleichberechtigt zu sehen seien, dass aber beide keinesfalls „gleichberechtigt zu Effekten beitragen“ (S. 266) müssten. So könne sich die Balance zwischen Medien und Publikum jederzeit verschieben; manchmal sei sie von vornherein gar keine (vgl. ebd.). Mit diesem Essay bringt Schönbach als Mitstreiter von Werner Früh in Sachen dynamisch-transaktionaler Ansatz die Quintessenz des DTA auf den Punkt: Es geht um eine integrative Sichtweise auf den Kommunikationsprozess. So kommt auch Winfried Schulz in seinem Beitrag „Inhaltsanalyse plus. Ansätze zur Integration von Mitteilungs- und Rezipientendaten“ zur Conclusio, dass das Urteil der DFG-Enquete zur Medienwirkungsforschung in Deutschland aus dem Jahre 1986 mittlerweile glücklicherweise überholt sei; längst ist die Verknüpfung von „inhaltsanalytische Ergebnissen“ und „Publikumsreaktionen“ kein Problem mehr, wie dort seinerzeit konstatiert. Nicht zuletzt ein Verdienst des DTA.

Ebendieses integrative Potenzial benennen oder nutzen aus unterschiedlichen Perspektiven auch viele der anderen Beiträge, ob insbesondere im appraisaltheoretisch fundierten Modell zum Erleben und Regulieren von Emotionen bei der Mediennutzung (Wirth/Schramm) oder mit Blick auf den medial vermittelten Attributionsprozess im Sport, wie Marr und Stiehler, die sich in ihrem Beitrag, den sie mit einem für jeden Fußballfreund oder jede Fußballfreundin zum Schmunzeln anregenden Prolog einleiten, mit medialen Ursachendiskursen zu

Sportergebnissen auseinandersetzen. Lesenswert auch der Text von Hannah Fröh, die sich mit der Präsentation einer eigenen explorativen Studie zu emotionalem Erleben von aggressiven Filmen vor dem Hintergrund der Unterhaltungstheorie Werner Frühs befasst. Auf die große gesellschaftliche Bedeutung elaborierter Agenda-Setting-Forschung für demokratische Meinungs- und Willensbildung weisen Bastian Jenderek, Pascal Klopp und Markus Schubert gemeinsam mit Carsten Wunsch in ihrer Untersuchung zur Nachrichtenberichterstattung des Fernsehens hin, in der sie vor dem Hintergrund von Phänomenen wie „Infotainment“ und „Infotainisierung“ einen strukturellen Wandel der Fernsehnachrichten festmachen. Diese lasse sich an einer erschwerten Unterscheidung von *soft* und *hard news* festmachen – eine Entwicklung, die, so konstatieren die Autoren, für die Gesellschaft mit Risiken verbunden sein dürfte.

Michael Haller betrachtet auf seinem ureigensten Feld, der Journalismusforschung, das wandelnde Rollenverständnis von Journalisten. Wie der ebenfalls langjährige Kollege am Institut in Leipzig, Bernd Schorb, ist Haller mit seinem Bericht über ein Praxisprojekt mehr als Referenz dem verdienten Kollegen Werner Fröh gegenüber im Band vertreten und weniger mit Blick auf das Werk des zu Ehrenden. In Bernd Schorbs Beitrag „Medienaneignung und kontextuelles Verstehen“ bleibt es bei einem Verweis auf Fröh; hier wird es dem Leser bzw. der Leserin selbst überlassen, Parallelen, etwa zwischen den Konstrukten „Medienaneignung“ und „Transaktion“ herzustellen. Beide Texte leuchten das auch in ihren Beiträgen mögliche integrative Potenzial des DTA nicht aus.

Einem zentralen Aspekt im DTA, der Frage nach der Dynamik von Kommunikationsprozessen, geht dagegen Volker Gehrau nach. Dynamik zu erforschen, erfordere, so konstatiert Gehrau, nicht allein die Berücksichtigung der Zeitdimension, sondern mache vielmehr eine Modellierung inhaltlicher Aspekte als Prozess und nicht allein als lineare Abfolge von unabhängigen Sequenzen nötig (S. 40) – und dies sowohl auf der Mikro-, Meso- als auch der Makroebene. Seine konkreten Überlegungen zur Konzeptionierung von Dynamik in Kommunikationsprozessen bieten für alle Empiriker eine lesenswerte, anregende Lektüre.

Auf einen im Hinblick auf eine originäre

kommunikationswissenschaftliche Theoriebildung wichtigen Aspekt weist Christiane Eilders hin; sie zeigt in ihrem Beitrag zur Relevanz des DTA für öffentlichkeitstheoretische Perspektiven sein Potenzial auf, das Spannungsfeld zwischen Mikro- und Makroperspektiven, das die sozialwissenschaftlich orientierte Kommunikationswissenschaft prägt, zu überwinden. Allzu oft beleuchtet die Kommunikationswissenschaft entweder die eine oder die andere Perspektive näher und bleibt damit – unnötigerweise – einer Engführung verhaftet. Der DTA bietet nach Eilders Anschlussmöglichkeiten jeweils für beide Perspektiven; als Beleg dafür führt sie aus, dass sich öffentliche Meinungsbildung keinesfalls aus einzelnen Themen und Meinungen in den Medien erkläre, sondern vielmehr aus dem „spezifischen Zusammenspiel dieser im Mediensystem“ (S. 79).

Mängel anderer Art in der kommunikationswissenschaftlichen Theoriendebatte moniert Christoph Kuhlmann; er fordert die Kommunikationswissenschaft im Sinne Werner Frühs zu verstärkter Theoriearbeit auf, im vorliegenden Fall im Hinblick auf das Konstrukt „Realität“. An Themenanalysen aus den Bereichen Sport und Politik zeigt Kuhlmann Mängel üblicher Operationalisierungsstrategien auf und wirbt für eine theoriegeleitete, mehrdimensionale Operationalisierung des Konstrukts „Thema“.

Den praktischen Wert des DTA als Metatheorie für die Kommunikationswissenschaft beleuchtet Carsten Wunsch; am Beispiel des DTU spielt er die dem DTA inhärenten Perspektiven, die dynamisch-transaktionale sowie die molare, im Hinblick auf die Entwicklung von Theorien durch. Er zeigt dabei, dass es sich beim DTA nicht um eine gegenständliche Theorie, sondern um „ein forschungsleitendes Bündel an Paradigmen, um eine Heuristik handelt“ (S. 34). Dabei könne der DTA als eine Art „Checkliste“, so Wunsch, zu einer elaborierten und innovativen Theorieentwicklung in der Kommunikationswissenschaft dienen.

Dieses Plädoyer von Carsten Wunsch aufnehmend lässt sich sagen, dass den Herausgebern und Autoren eine Festschrift gelungen ist, die mehr ist als bloße Lobhudelei; eine solche hätte der Jubilar auch nicht verdient. Sein Werk fordert vielmehr zu ernsthafter Auseinandersetzung und Theoriearbeit auf – und dies mit Gewinn für das Fach und sein Selbstverständnis.

Ingrid Paus-Hasebrink